

Frauenstimme

Nr. 12*48. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

18. Juni 1931

Kinderzeugung Minderwertiger.

Aus der Praxis der Entbindungsanstalten.

Vor einiger Zeit hat der Nervenarzt Dr. E. Goldberg, Breslau, an Hand des Falles einer asozialen, unehelichen Mutter von mehreren Kindern die Frage aufgeworfen, „ob Entbindungsanstalten Geburtenregelung treiben sollen“. Hierzu nimmt die langjährige frühere Leiterin der Schwangerenfürsorge des Verbandes der Krankentassen Berlin Dr. Alice Goldmann-Vollhals an Hand einiger Fälle in der „Medizinischen Welt“ wie folgt Stellung:

Fall 1. Eine 23jährige Frau, zum dritten Male innerhalb von drei Jahren schwanger und auch zum dritten Male geisteskrank, pendelt auf öffentliche Kosten zwischen ein und demselben Irrenhaus und ein und derselben Entbindungsanstalt hin und her. Die Psychose entwickelt sich allmählich. Im vierten bis fünften Monat der Schwangerschaft werden die Angehörigen regelmäßig gezwungen, die Frau wegen manischen oder depressiven Zustandes mit Selbstmordgefahr in eine geschlossene Anstalt zu bringen. Zur Entbindung wird die Patientin in eine Entbindungsanstalt „verlegt“. Nach der Geburt wird die Kranke mit dem Rat, vorläufig „keine Kinder zu bekommen“, in die Irrenanstalt „zurückverlegt“. Nach acht bis zwölf Wochen wird sie von dort entlassen, wiederum mit dem Rat, „keine Kinder mehr zu bekommen“. Ein paar Wochen später wird die Frau stets wieder schwanger, um im vierten Monat wieder einmal auf ein paar Monate in der Heilanstalt Quartier zu nehmen.

Und die Abhilfe? Der unglückliche Ehemann erhoffte sie vom Wohnungsamt... Er suchte mich auf und bat, ihm zu bescheinigen, daß seine Frau keine Kinder mehr haben dürfe, da er hoffe, aus diesem Grunde eine größere Wohnung — zwei Stuben und Küche — zugewiesen zu bekommen, zumal alle Professoren gesagt haben: „Keine Kinder mehr“ und „die jetzige Schwangerschaft solle die letzte sein“.

Fall 2. Eine Arbeiterfrau sucht mich in ihrer fünften Schwangerschaft auf. Aus der Vorgeschichte erfahre ich, daß sie in einer großen Entbindungsanstalt in den letzten fünf Jahren bereits viermal wegen engen Beckens durch Kaiserschnitt entbunden worden ist. Bei der Entlassung ist ihr jeweils verkündet worden, daß eine spontane Entbindung nicht zu erwarten sei, so daß sie am besten täte, nicht wieder schwanger zu werden.

Nähere diesbezügliche Ratsschläge sind ihr nie erteilt worden.

Da ich eine spätere voll. Uterusruptur (Zerreißen der Gebärmutter) befürchtete, schickte ich die Patientin zwecks Unterbrechung der bestehenden Schwangerschaft zu dem vorzüglichen Operateur, der den Kaiserschnitt bereits viermal an ihr ausgeführt und ihr vier lebende Kinder gerettet hatte. Der Eingriff wurde abgelehnt (keine Indikation!) und die Frau aufgefordert wiederzukommen, wenn es nun „wieder so weit sein wird“, um sie zum fünften Male durch Kaiserschnitt zu entbinden.

Fall 3. Bei einer 26jährigen, schwer kranken Frau, zum dritten Male schwanger, wurde die Unterbrechung in einer Klinik vorgenommen. Die Patientin wurde dann entlassen mit dem Rat, „keine Kinder mehr zu bekommen“. Die Frau, vielfach bettlägerig und ängstlich besorgt, daß ihr junger und gesunder Mann in seiner sexuellen Not sich minderwertigen Frauen zuwenden könnte, überredete ihn, Beziehungen zu der gesunden, lebensfrohen, 40jährigen verwitweten Schwägerin anzuknüpfen. Mann und Schwägerin finden sich auch bald. — Die Schwägerin wird nach kurzer Zeit gravid, treibt ab und stirbt im Krankenhaus. Daraufhin vergiftet sich die kranken Ehefrau mit Gas, „da sie das

Ganze verschuldet hat“. Der Ehemann, auch dem Selbstmorde nahe, sucht mich zwecks Unterbringung der beiden mütterlosen Kinder auf.

Fall 4. Ein Vater mehrerer Kinder, arbeitslos, holt aus der Entbindungsanstalt seine Frau ab und stellt an den dortigen Arzt die schüchterne Frage, wie er sich vor weiterem Nachwuchs schützen könnte. Die Antwort lautet: „Es gibt keine ganz sicheren Mittel.“ Der Arbeiter findet nicht den Mut, nach den „nicht ganz sicheren Mitteln“ weiter zu fragen. Er geht nach Hause und bindet sich in seiner Verzweiflung mit einer Schnur die Genitalien ab, um sich zeugungsunfähig zu machen. In bedrohlichem Zustand wird er ins Krankenhaus gebracht, wo er zwar von den Schmerzen befreit, aber wieder unbeten entlassen wird.

Fall 5. Ein Vater mehrerer Kinder, seit vielen Monaten arbeitslos — sieben Personen in Stube und Küche —, geht in eine Poliklinik zu einem berühmten Professor und bittet, ihn nach allen Regeln der ärztlichen Kunst zu kasrieren. Er wird daraufhin im Kolleg als „interessanter Fall“ vorgestellt. Dort darf er mit anhören, daß „bei manchen Geisteskranken ein unüberstehlicher Drang besteht, sich zu verstümmeln und insbesondere gegen die Generationsorgane zu wüten“. Nach dem Kolleg wird ihm der Rat erteilt, sich zwecks Beobachtung auf seinen Geisteszustand in die psychiatrische Klinik aufnehmen zu lassen.

Selbstverständlich war der Mann nicht geisteskrank, er litt lediglich an Verantwortungsgefühl!

Diese beiden letzten Fälle scheinen mir besonders überzeugend und wertvoll. Sie zeigen, daß bei dem jetzigen Stand der Dinge auch Männer schwer zu leiden haben und von Gefahren bedroht sind.

Reines Erachtens ist es zweckdienlicher, daß die Entbindungsanstalten nicht unter allen Umständen Geburtenregelung selbst treiben sollen, da sie festumrissene andere Aufgaben haben. Jedoch müssen sie in diesen Fragen zumindest vermittelnd eingreifen und ganz planmäßig vorgehen. Vor der Entlassung aus der Entbindungsanstalt wird in der Regel eine Schlussuntersuchung vorgenommen. Es ist dringend notwendig, an diese Untersuchung außer einer hygienischen auch eine sexuelle Beratung anzuschließen und die Wöchnerinnen bzw. Konvaleszenten nach Aborten auf die Möglichkeit der Geburtenprävention hinzuweisen, ja ihnen sogar anzuraten, einen Arzt ihres Vertrauens oder eine Sexualberatungsstelle aufzusuchen.

Der Fürsorgedienst im Krankenhaus hätte hier wieder ein reiches Arbeitsfeld. Die Frauen, die des Muttersehns nach einem oder dem anderen Grunde bedürftig sind, müßten während des Anstaltsaufenthaltes auch nach diesem Gesichtspunkte beraten und auch zur Verantwortlichkeit erzogen werden, um später, nach der Entlassung, von den Fürsorgeorganen bei absoluter ärztlicher Indikation herangeholt, betreut und weiter zur Verantwortlichkeit erzogen werden. Denn, so wie heute die Dinge liegen, beschränken in der Hauptsache die verantwortungsvollen, gesunden Menschen ihre Kinderzahl, während

die Minderwertigen ohne Einsicht und Verantwortungsgefühl sich in naiver Weise, zum Schaden der Allgemeinheit, weiter fortpflanzen

und Kinder mit schlechtem Erbgut rücksichtslos in die Welt setzen. Da gerade diese Elemente, aus wohlbedachten Gründen, in den Anstalten zu entbinden pflegen, erwachsen den Entbindungsanstalten hier neue und wertvolle Aufgaben.

Eingesperrt . . .

Wenn ein kleines Kind, sorglos spielend, durch seine Unbedachtsamkeit in eine mißliche Lage gerät, aus der es sich entweder nur durch einen bedeutenden Aufwand an eigener Geschicklichkeit und körperlicher und geistiger Anstrengung oder durch einen Eingriff der Erwachsenen befreien kann, welcher Weg ist da dem Kinde zuträglicher, fördernder? Welcher wird das Kind am ehesten davon bewahren, sich in Zukunft in eine ähnliche Lage zu bringen? Und soll man es lediglich bei der Warnung bewenden lassen, die sich von selbst aus der unliebsamen Erfahrung ergibt, oder ist eine Strafpredigt oder gar Züchtigung das wirksamere Mittel zur Wachhaltung des Bewußtseins, zur Abkehrung vor einer Wiederholung? Zwei kleine wirkliche Vorfälle mögen auf diese Fragen Antwort geben.

„Mutti, ich kann nicht heraus!“ ruft der dreieinhalbjährige Heini aus dem Badezimmer zu ebener Erde in der Sommerwohnung.

„Wieso denn nicht? Sofort machst du den Riegel auf!“

„Ich kann nicht!“

„Du unartiger Junge, zuriegeln konntest du? Also riegele auch wieder auf!“

„Ich kann aber doch nicht.“ Verhaltenes Weinen zittert in seiner Stimme.

„Dann mußt du eben drin bleiben.“

„Ich will aber nicht drin bleiben.“ Nun weint er kläglich.

„So mach auf! Schieb den Riegel nach links, hörst du?“

„Wo ist denn links?“

„Zum Ofen hin. Nun? Flink, was machst du denn da? Ich höre ja nichts?“

„Es geht nicht.“

„Es muß gehen. Sonst bleibst du eben drin.“

Höllische Angst packt den Kleinen: Wenn er nun nie wieder heraus kann? Und er schreit aus Leibestrieben.

„Willst du wohl aufhören zu schreien! Wenn du herauskommst, gibt es noch Schläge.“

In höchster Erregung stampft Heini mit den Füßen: „Ich will heraus, Mutti, ich will heraus.“

Ratlos steht die Mutter vor der verschlossenen Tür. Der ganze Aufwand an Energie ist umsonst gewesen: der Kleine wird den Riegel nicht öffnen können.

Die Zimmernachbarin kommt vom Einholen. „Um Himmels willen, das Kind schreit sich ja krank da drin. Ach, Sie dürfen ihn nicht noch schelten. Er ist schon bestraft genug. Lassen Sie mich mal versuchen! — Bübchen, meine nicht; wir lassen dich ja nicht drin. Sei doch nicht bangel! Versuch doch noch mal, den Riegel zurückzuschieben.“

Der Kleine beruhigt sich ein wenig. „Wo ist denn der Riegel?“

„Unter dem Kötchen dort, unter der Klinke!“

„Ich find's aber nicht.“

„So such doch, Bübchen, unter der Klinke!“

Bubi weint und trampelt. Mutter schilt. Die Tür bleibt zu.

„Ob wir die Scheibe einschlagen?“ fragt die Nachbarin.

„Das kostet 3 Mark.“

„Besser, 3 Mark verlieren, als das Kind vor Angst krank werden lassen. Es ist ja schon heiser vom Schreien.“

Nach langem Hin und Her wird die Scheibe eingeschlagen. Da erweist es sich, daß gar kein Riegel da ist, sondern ein regelrechtes Schloß. In drei Wochen des Sommeraufenthaltes hatte es sich dem Gedächtnis der Erwachsenen nicht eingeprägt. Krampfhaft schluchzend entsetzt Heini seinem Gefängnis. „Du kriegst deinen Dentsettel noch weg, daß du keinen Unfug mehr treibst“, empfangt ihn die Mutter. „Die Scheibe habe ich nicht eingeschlagen“, lacht Heini sich zu rechtfertigen.

Am anderen Tage zerpflückt er in grausamer Freude die frisch erblühten Rosen am Rosenstrauch. In unverkennbarer Rache-Stimmung — jedes Blättchen einzeln. Und bei jedem Blättchen fliegt ein vieljägernder Blick nach der Mutter, die auf der Veranda mit der Nachbarin beim Tee ihm den Rücken zugehrt: sie hat es streng verboten.

Nun der andere Fall.

Der kleine Junge zählt noch nicht drei Jahre. Spielend dreht er den Schlüssel zur Schlafzimmertür um. „Mutti, die Tür will nicht aufgehen!“

„Ach, Bübchen, du hast dich wohl eingeschlossen? Dreh doch mal den Schlüssel zur Kommode! Nun, geht es?“

„Es will nicht, Mutti!“

„Was machen wir denn da? Wart' ein klein wenig; ich rufe den Vater.“

„Bübchen“, sagt der Vater, „faß doch den Schlüssel mit beiden Händen, so recht fest, und dreh ihn zur Kommode, ordentlich mit Kraft, bis es geht!“

„Ja, wohl. Aber es geht nicht.“

„So zieh den Schlüssel heraus! Wir versuchen die Schlüssel von den anderen Türen.“

Aber kein Schlüssel will passen. „Ich gehe zum Schlosser; der soll aufmachen“, ruft der Vater. „Stech doch den Schlüssel wieder hinein und verluh's unterdessen! Immer wieder!“

„Ja, Vati!“

Der Vater will eben zur Garttür hinaus — da geht die Schlafzimmertür auf. Mit roten Backen kommt Bubi zum Vorschein. „Ihr hättet auch eher aufmachen können“, lagt er vorwurfsvoll. Er weiß nicht einmal, daß er selbst den Schlüssel herumgedreht hat. Und er wendet sich seinem Spielzeug zu.

„Der schließt sich nicht so bald wieder ein“, lagt die Mutter leise zum Vater. „Das glaub' ich auch nicht“, entgegnet der Vater. Mehr wird nicht davon gesprochen.

Welches wird wohl die Schlussfolgerung der beiden Kinder für die Zukunft sein? Vielleicht werden sie sich hüten, mit dem Türschloß zu spielen. Vielleicht auch nicht. Die Verschiedenheit der seelischen Folgen dürfte aber ziemlich klar sein. In Heini ist tiefe Verstimmung, heillosen Schreck zurück geblieben, der eine Scheu vor jeder außergewöhnlichen Situation bereit halten wird. Das Gefühl vollkommener Hilflosigkeit und Verlassenheit wird jedesmal in ihm erwachen, wenn das Leben ihn in eine schwierige oder gefährvolle Lage bringen sollte. Die feindlichen Gefühle, die die erniedrigenden Drohungen seiner Mutter in ihm erweckten, wird er übertragen auf alle, die ihm überlegen sind, denen er sich nicht gewachsen fühlt. Die übertriebene Reaktion seiner Mutter wird sich in seiner Erinnerung vor die ursprüngliche Ursache der ausgestandenen Schrecken stellen und diese verdrängen.

Das andere Kind dagegen wird unangenehmen Situationen gegenüber Ruhe und Ueberlegung bewahren, sich nicht leicht entmutigen lassen, immer neue Anstrengungen machen, um sich aus der unannehmlichkeit zu befreien. Es wird auch den Glauben an die anderen nicht so leicht verlieren: wenn's auch eine Weile dauert, zu guter Letzt kommen sie einem doch noch zu Hilfe.

Sascha Rosenthal.

Darfst du töten?

Zu dem Artikel „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ in der „Frauenstimme“ Nr. 10 erhalten wir u. a. die folgende Zuschrift:

Der Artikel scheint mir in mancher Beziehung Behauptungen aufzustellen, die einseitig sind.

„Anspruch auf Freigabe „lebensunwerten“ Lebens hätten in erster Linie die Angehörigen, die den Kranken zu pflegen haben und deren Leben durch das Dasein des Armen dauernd so schwer belastet wird.“ Furchtbare Perspektiven! Welch Pfleger chronisch Kranker würde wohl nicht schon durch das Dasein der Armen schwer belastet worden? Ich kenne Fälle, in denen krüppelhafte Kinder von ihren Angehörigen aufs grausamste mißhandelt wurden, weil sie sie „so schwer belasteten“. Und als diese Kinder entsprechenden Anstalten zugeführt wurden, entwickelten sie sich nicht nur zu brauchbaren Menschen, die lebens- und berufstüchtig, sondern auch sehr liebenswerte und ethisch tief veranlagte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft wurden und in vielen Beziehungen viel leisteten.

Jedes Krüppelheim, das seinen Insassen „Freiheit der inneren Entfaltung“ gestattet, kann diese meine Worte bekräftigen. Wann wären krüppelhafte Kinder nach Ansicht der medizinischen Sachverständigen zu töten? Wenn alle ihre Versuche mißlingen? Oder gleich nach einem ersten mißglückten medizinischen Eingriff? Ich kannte ein Mädchen, das nach einer schweren Nervenoperation ein viel größerer Krüppel wurde, als es vorher war. Wer wollte nun die Tötung vornehmen? Warum? Wann? Zur Entlastung des Gewissens nach dem Ausspruch „aus den Augen, aus dem Sinn“? Was hat dazu ein juristischer Sachverständiger zu sagen? Hier hat nur eins zu sprechen: edelste Menschlichkeit! Gerade jenes Mädchen hing am Leben, wie ich auch jeden noch so schweren Krüppel am Leben habe hängen sehen, und es gab und gibt nur eins, Pflege des Gemütes. Wenn auch ein Krüppel, dessen Leben nur medizinischen oder juristischen Wert hat, (?) so müssen wir die menschliche Seite solchen Lebens suchen und pflegen und das ist das Gemüt. Ich verneine den gesunden Mutterinstinkt, der da tötet. Mutterinstinkt will schützen, halten, erhalten, heilen und lieben, nur verkrampfte Verzweiflung kann urfächlich zu Mordtaten führen, und wie leicht wird nicht alles verkrampft, auch der Wille, sich eines unbequemen Lebens zu entledigen, um selbst frei zu sein!

Aber „lebensunwertes“ Leben hat noch eine Seite, die nicht unbeachtet bleiben darf, und das ist die erzieherisch-ethische. Die Behandlung und Pflege „lebensunwerten“ Lebens gibt nicht nur „Anlaß, daß ein Menschenberuf entsteht, der darin aufgeht, absolut „lebensunwertes“ Leben für Jahre und Jahrzehnte zu fristen“, sondern sie gab auch Anlaß zu der jetzt so helfenden „Heilpädagogik“, außer dem Lebensinhalt, der vielen einsamen Menschen mit der Pflege solcher Individuen wurde.

Wenn Krüppelhafte und Blöde in dem Artikel gleichartig hingestellt werden, „einerlei, ob so geboren oder geworden“, so möchte ich auf hunderte krüppelhafte geborener oder ge-

wordener Menschen hinweisen, die bedeutende und wertvolle Mitglieder der Menschheit wurden. Zudem, wie oft haben sich nicht schon die größten Kapazitäten in der Beurteilung der Entwicklung des Menschen geirrt. Wie oft erschüttert die Natur, was Menschenfurcht verdrängt. Wie oft, nein fast stets, schafft die Natur Ausgleich, geistige, seelische, wo der Körper krüppelhaft ist. Es ist die Anschauung unserer heute so übertrieben auf Körperlichkeit gerichteten Welt, die die Krüppelleben als „lebensunwertes“ Leben bezeichnen und vernichten will.

Gegen die Todesstrafe wird mit vollem Recht gekämpft — und hier handelt es sich doch nach Meinung der Masse um „schuldiges“ Leben. Dies sogenannte „schuldige“ Leben wollen wir erhalten, und es ist nur richtig, wenn wir uns dafür einsetzen, aber jenes „unschuldige“ erdreißet man sich als „lebensunwert“ zu bezeichnen und der Vernichtung anheimzugeben. Es scheint, als näherten wir uns der Barbarei der Antike wieder, die ebenfalls „lebensunwertes“ Leben vernichtete. Sozialismus hat doch wohl

höhere Ziele und dürfte solchem Atavismus, wie der Tötung von Krüppelkindern, keinen Raum geben!

Die Tat jener Kontoristin, die ihr krüppelhaftes Kind tötete, ist durchaus nicht anders zu beurteilen, als die jeder anderen gehegten verzweifeltsten Mitter. Sie leistete nicht dem Kind „den Liebesdienst“, sondern lediglich sich selbst, indem sie sich von einer Last befreite, nicht aber das Kind, das von einer Last nichts wußte, und selbst wenn, sie nicht als Last empfunden hat. Das Leben eines Kindes muß unter allen Umständen — gleichgültig ob in den Augen anderer „lebenswert“ oder „unwert“ vorübergriffen anderer geschützt werden! Wir wollen der Frau das Recht auf ihren Körper erkämpfen, aber wir müssen unbedingt unsere Hand schützend über ungeschütztes Leben breiten und krüppelhafte Kinder vor dem Urteil des „lebensunwerten“ Lebens bewahren und gerade das Leben doppelt schützen, denn es ist ja noch wehrloser als das körperlich Normalere!

Betty Demuth.

Das franke Kleinkind.

„Ich will lieber selbst eine Blinddarmoperation durchmachen, als daß mein Junge einen Schnupfen kriegt“, erklärte mir kürzlich verzweifelt eine Mutter, als ihr Dreijähriger sich absolut nicht das Näschen putzen lassen wollte. Als ich nun gar noch empfahl, das Kind gurgeln zu lassen, um einem Lebergreifen der Entzündung auf den Hals vorzubeugen, geriet sie erst recht in Aufregung: „Wubi soll gurgeln? Der nimmt ja gar kein Salzwasser in den Mund, geschweige denn gurgelt er.“

Ganz ähnlich sieht es in den meisten Kinderstuben aus, wenn Krankheit einzieht. Helle Verzweiflung, daß den unverständigen Kleinen nicht belzukommen ist mit Heilmitteln jeglicher Art, daß die Kinder in ihrem schlechten Befinden wie umgewandelt sind, der Mutter keinen Augenblick Ruhe lassen, und daß überhaupt das ganze Haus von dem kleinen Patienten in Mitleidenschaft gezogen wird.

So braucht es aber durchaus nicht zu sein — Krankheit, Arzt, Medizineneinnahme, Gurgeln und Umschläge sind meistens dem Kind etwas so durchaus Fremdes, daß wir zunächst alles daran setzen müssen, diese fremden Dinge seiner Welt näher zu bringen. Das Kind will spielen, und es nimmt auch Schnupfen und Halsweh, Gurgeln und Einnehmen geduldig hin, wenn wir Mütter es verstehen, das Kind spielend daran zu gewöhnen.

Das Näschenputzen, dem sich mein Töchterchen bis dahin mit allen Anzeichen des Widerwillens entzogen hatte, klappte von dem Augenblick an großartig, als ich ihm an mir selbst das Trompeten durch die Nase lachend vormachte. Oft will das Kind aber mitten im Spiel nicht gleich sein Laufnäschen herhalten, nun gar an Schnupfenlagen, wo das alle Augenblicke geschehen muß. Dann brauche ich nur eine kurze Zeit recht aufmerksam von unten her in sein Näschen zu gucken und mit Begeisterung auszurufen: „Da ist was drin!“ Gleich hält es still und wartet mit Spannung, bis „was“ im Taschentuch ist. — Gurgeln ist erst vom dritten Jahre anzuraten, weil eine ziemlich komplizierte Technik der Halsmuskeln dazu gehört, die man vom ganz kleinen Kinde noch kaum erwarten kann. Beim Gurgeln liegt alles am vergnügten Beispiel. Und zwar wartet man damit nicht, bis Not am Mann ist und das Kind durch Müdigkeit oder Schmerzen einer heraufziehenden Krankheit bereits um die beste Laune gebracht wurde, sondern spielt mal „Gurgeln“ (etwa mit Himbeerlast oder reinem Wasser), wenn in gesunden Tagen eine neue spielerische Beschäftigung ausgedacht werden soll. — Vom vierten Jahre an kann man bei Halsweh auch schon eine kleine Geschichte anbringen, die den Zweck des Gurgelns aufdeckt und dieses noch interessanter macht. Man erzählt etwa, daß da im Halse kleine Tierchen (Bazillen) säßen, die in den Hals hineinkriechen mit ihren vielen, vielen kleinen Mäulern. Davon täte der Hals sehr weh. Aber Salzwasser (oder womit sonst sonst gurgelt werden soll) möchten sie gar nicht leiden; dann ließen sie los vor Aerger und würden hinauszuspucken. „Se öfter du gurgelst, um so mehr Tierchen lassen los und müssen hinaus. Würdest du nicht gurgeln, so bekämen die Tierchen noch ganz viele Junge, und die alle täten deinem Halse sehr weh.“ — Auf diesem Wege lassen sich schon ganz kleinen Kindern die Gefahren der Ansteckung nahe bringen, denn daß man nun den Geschwistern nicht zu nahe kommen und niemanden anhusten darf, daß man ein Taschentuch, mit dem nach dem Gurgeln das Mündchen abgewischt wurde, oder in das man die Nase putzte, nicht einfach herumliegen lassen oder dem Schwesterchen zum Spielen geben darf, ist doch klar, sonst würden die winzigen Tiere ja möglicherweise auch in den Hals der andern Kinder gelangen und sie ebenfalls krank machen. Lieber schluckt man dann noch einen Löffel von der Medizin herunter, die die Tierchen fast noch mehr ärgert als das Gurgeln. Wenn man den Köpf ganz hinten auf die Zunge nimmt, schmeckt

man auch kaum, daß die Arznei bitter ist. Oder man liegt noch eine Weile still mit dem feuchten Umschlag, bis der Hals ganz warm ist und alle bösen Tierchen drinnen müde werden und einschlafen. Dann schnell hinterher noch einmal tüchtig gegurgelt, daß recht viele von den schlaftrunkenen Tierchen loslassen, und dann darf man selbst nach so fleißiger Arbeit schön einschlafen.

Bei alledem bleibt die Laune in der Krankenstube meistens leidlich gut. Es muß schon ganz schlimm kommen, wenn solche Mittel versagen. Kommt es wirklich schlimm, dann wird das franke Kind ja meist so apathisch, daß es alles über sich ergehen läßt. Die kleinen Erkältungskrankheiten sind die lästigsten für die Mutter, weil das Kind nicht wohl genug ist, um neue Widerstände von selbst zu überwinden, aber auch nicht krank genug, um alles widerstandslos hinzunehmen. — Wo jedoch nicht tatsächlich heftigere Schmerzen vorliegen, hat es die Mutter stets in der Hand, auch solche Zeiten für sich und ihr Kind dadurch erträglich zu gestalten, daß sie das Kind spielend dahin führt, wohin sie es haben will. Sie erleichtert auf diese Art nicht nur sich und den ihren solche Krankentage im Kinderzimmer, sondern arbeitet auch bestens dem Arzte vor, der, falls es noch nötig wäre, mit einem derart vorbehandelten kleinen Patienten leicht fertig werden dürfte.

Anni Weber.

Verschwendung im Feudalkapitalismus

„Man muß viel hören, bevor einem die Ohren abfallen“, besagt eine alte Redensart. Was sagt man dazu, daß eine gewisse Madame Dubonnet abdankt? Wer ist Madame Dubonnet? Welchem Thron entragt sie, und was geht sie uns an? Wer und was Madame Dubonnet ist, das ist nicht so leicht zu entscheiden, aber angehen dürfte sie uns alle ein wenig, denn sie ist die typische Vertreterin jener Schmaroger in Menschengestalt, die dem gefährlichsten aller Laster frönen, der unersättlichen Luxusucht.

Madame entragt also dem Ruhme, die bestgekleidete Frau der Welt zu sein. Es verursacht ihr zu große Mühe, mit den tyrannischen Forderungen der Mode Schritt zu halten, und — sie hat nicht einmal Zeit, alle ihre Kleider zu tragen. Die Armer! Was für Sorgen doch manche Menschen haben!

Es ist ganz interessant, einen Einblick in die Ideenwelt und Mentalität derer zu tun, deren einziger Beruf scheinbar darin besteht, „da zu sein“, und die glauben, sich mit Hilfe von Moderaffinements und Kleiderüberschuß in den Mittelpunkt der Welt stellen zu können. Manchmal glückt es ihnen allerdings, der Mittelpunkt einer gewissen Männerwelt zu werden. In seinem Werk über die Frau schreibt B. L e y m a n n: „Auf der Suche nach dem männlichen Ideal hat jede neue Generation von Frauen immer von neuem versucht, die Umrisse ihres Körpers zu verändern. Keine Unbequemlichkeit, keine Marter und keine Körperbeschädigung hielt sie und hält sie davon ab.“ Der guten Madame Dubonnet sind die Unbequemlichkeiten aber scheinbar doch zu groß geworden, was selbst dem Dummsten einleuchten muß, wenn er folgendes gelesen hat. Madame Dubonnet behauptet nämlich, daß eine Frau für 10 000 Dollar im Jahr „gut gekleidet“ sein könne, mit Ausnahme von Pelzen und Juwelen.

„Ich beuge mich“, so schildert Madame Dubonnet ihre Lebensaufgabe, „zu den Eröffnungsfeierlichkeiten der Kleiderausstellungen und gerate in Verzückung über alles. Ich bestelle mehrere D u z e n d Kostüme, die sämtlich besondere Hüte erfordern, desgleichen Schuhe und Strümpfe. Dann probe und probe ich, bis ich vor Ermüdung umfalle. (Wie bedauerlich!) Bei Chanel halte ich mich stundenlang auf, bei Rebou probiert die Verkäuferin einen Hut nach

dem anderen. Es kostet viel, viel Zeit, den Filz einen Zentimeter über dem linken Auge zu kürzen und den Hut vorschriftsmäßig über mein Ohr zu ziehen. (Welche Probleme!) Die Kleider werden mir ins Haus gefandt. Ich habe aber leider nicht Zeit, sie alle zu tragen — und — nach und nach sehe ich andere, die mir besser gefallen — und — dann muß ich mir diese bestellen. Das wirkt auf die Dauer deprimierend.“ (Arme, leidbeschwerte Seele!)

Madame hält sich zur Zeit mit ihrem fünften (!) Mann in New York auf, wo sie viel Zeit für den Besuch von Bädern opfern muß. Ganz so schnell wie ihre Kleider wechselt Madame also nicht ihre Männer, ist ja auch nicht so einfach, aber immerhin haben doch schon vier Männer so oder so auf Grund völligen Ruins ins Gras beißen müssen. Es soll ja Männer geben, für die es Ehrensache ist, sich von einer Lügensbestie gewissermaßen aufzufressen zu lassen. Winkend, kniefällig bitten sie um die Gnade, ruiniert zu werden. Jeder hat so seine eigene Lebensaufgabe!

„Es kostet viel Geld, zu den bestgekleideten Frauen der Welt zu zählen“, erklärt Madame immerhin einem New-Yorker Interviewer. „Die meisten brauchen jährlich 60 000 Dollar — es kommt auch vor, daß sie 75 000 gebrauchen, wenn man Juwelen und Pelzwerk mitrechnet. Ein „anständiger“ Zobeltragen kostet 50 000 Dollar, und ein Ulstmantel, mit dem man sich sehen lassen kann, ist einfach nicht unter 12 000 Dollar zu haben. Die Baroness Eugène de Rothschild braucht sogar mehr. Wenn die Saison in Biarritz ihren Höhepunkt erreicht, geben sich die elegantesten Damen der Welt dort ein Stelldichein“, bemerkt Madame aufschlußreich. „Im übrigen bekennet sie mit geradezu zynischer Offenherzigkeit, daß sie zigelten in ihrer Garderobe fast 1000 Kostüme befinden. Sie trägt selten andere Hüte als die drei zuletzt angeschafften — und damit wechselt sie wöchentlich. Das Arsenal ihrer Schuhe ist unübersehbar groß — die Anzahl der Paare einfach nicht zu registrieren — und ihr Pelzwerk von unschätzbarem Wert . . .“

Eine derartige hysterische Eitelkeit und Puhlsucht füllt das Leben zahlloser Frauen aus, die das „Glück“ haben, Männer zu finden, die solchen Irrsinn in Reinkultur finanzieren. Wenn die Dimensionen und Quantitäten auch nicht immer so amerikanisch sind, gibt es doch allerhand Staunenswerthes auf diesem Gebiete. Viele Madame Dubonnet stehen dem lieben Gott den Tag und gefallen sich in der Rolle wandelnder Kleiderständer. Oberflächlichkeit und Snobismus sind ihre Bögen. Die Frauen sowohl wie die Männer, die diesen ans Pathologische grenzenden Luxus betreiben und zahlenderweise unterstützen, müssen auf jeden gesund empfindenden Menschen einfach kriminell wirken. Wenn man aber sieht, welche stummstarrende Bewunderung gewisse Kreise derartigen Luxusgessellen zollen, muß man wirklich am gefunden Empfinden dieser Leute zweifeln — leider (ihretwegen leider), denn sie beanspruchen doch „Kulturträger“ zu sein . . . Man wundert sich, daß so etwas, das lebhafteste Erinnerungen an die französische Stiefelwirtschaft des 17. und 18. Jahrhunderts wachruft, an jene Heerschar von Parasiten, deren einzige Beschäftigung darin bestand, Zehntausende für alle möglichen Scharlatanerien hinauszumerfen, — heute noch möglich ist. Und es ist möglich in einer Welt, in der immer noch zertumpte, frierende und hungrige Menschen in den elendsten Verhältnissen vertieren und verkommen (auch in Amerika), hoffnungslos leidend und dumpf verzweifeln, mit Blicken, deren franke, ohnmächtige Stumpfheit von jenem Leid erzählt, das an ihrer Seele kräftet. Das Bild dieser elenden Geschöpfe muß wie ein unheimliches Memento, eine stumme Anklage, auf jeden wirken, dessen Gemüt und Sinn nicht in perverter Luxusgier und frevelhaftem Wohlleben versetzt und degeneriert ist, wie das der zynischen männlichen und weiblichen Snobs vom Typus der Madame Dubonnet und Konsorten. Wie lange wird es noch Leute geben, die der feudalen Beschäftigung nachgehen, das oft erwerbslose Rieseneinkommen in geradezu krimineller Weise zu verplumpen?!
Marlaan.

Das Breneli.

Wir wissen aus der Geschichte, daß eine Reihe von Männern aus dem niederen Volk einen raschen bewundernswerten Aufstieg genommen haben. Seltener war das bei Frauen der Fall. Da ist es um so bemerkenswerter, daß es einer armen Fabrikarbeiterin ganz aus eigener Kraft gelungen ist, sich zur Direktorin eines angesehenen Verlages emporzuarbeiten. Das ist die alte Sozialdemokratin Berena Conzett in Zürich. Viele werden ihre Biographie „Erlebtes und Erstrebtes“, die im Verlage Grethlein in Leipzig-Zürich erschienen ist, gelesen haben. Ich selbst habe die ganz große Freude erlebt, Berena Conzett persönlich kennen und — ich darf das wohl sagen — lieben zu lernen. Die stattliche Frau, die trotz ihrer bald 70 Jahre so jugendlich wirkt mit ihren blühenden Augen, ihrem freundlich lächelnden Munde, hatte mich in ihr schönes Heim am Ritzberg in Zürich eingeladen.

Ihre Kindheit hat Berena Krebs im Niederdorf Melikon in einem Hinterhause verbracht. Es erschien ihr als ein großes Glück, als die Schwestern mitverbienen konnten und die Familie eine andere Hinterhauswohnung auf der anderen Seite der Limmat bezog. Zum ersten Male sah das Breneli eine Stube voller Sonnenschein. Heute wohnt sie in einer herrlich am See gelegenen Villa, die harmonisch und dabei praktisch und bequem eingerichtet ist. Ein großer Garten voller Sonne gehört dazu. Alles grünt und blüht. Aber ist die Umgebung auch anders, ist Frau Conzett auch älter geworden, sie ist doch immer das liebe Breneli geblieben mit dem gütigen Herzen, einfach und bescheiden. In ihrem Wohnzimmer hängt das Bild ihrer Mutter, eine Zeichnung des jüngsten Sohnes der Frau Conzett. Man sieht, welch gütige Mutter das Breneli erzogen hat. Mit inniger Liebe denkt sie ihrer und des so früh erblindeten Vaters. Ich aber höre mit Bewunderung, wie das Breneli, eben aus der Schule entlassen, in die Wollhalperei ging und in zwei Wochen 7,20 Franken verdiente, so daß sie mit ihren schwachen Kräften so früh schon ihrer Familie eine Stütze wurde. Ihre ganze Jugend war schwer und arbeitsreich. Aber sie rühmt es als besonderes Verdienst ihrer wackeren Mutter, daß sie nie gehungert hat.

Ronrad Conzett — sein Bild hängt zwischen denen der beiden auch schon verstorbenen Söhne über dem Sofa in Frau Berenas Wohnzimmer — war einer der ältesten und tapfersten Sozialistenführer der Schweiz. Es war die Zeit, in der so viele unter dem Sozialistengesetz vertriebene Männer aus Deutschland nach Zürich geflüchtet waren. Dort erschien der „Sozialdemokrat“. Mit rührender Treue hängt Frau Conzett an all den Menschen, die damals wegen ihrer Gesinnung verfolgt wurden. Von so vielen der auch mir zum Teil noch bekannten „Älten“ spricht sie. Vor allem von Friedrich Engels, Bebel, Singer, dem „roten Postmeister“ Motteler und seinem treuen Gehilfen Josef Belli, von Viktor Adler, Bernstein, Rautsky, Plekhanow und wie sie alle heißen, von denen nur zwei noch leben. „Bei Conzett ist man aufgehoben wie in Abrahams Schoß“, hat Emma Ihrer einmal gesagt. Kein Wunder, daß alle nur zu gern die kleine Häuslichkeit, in der die Sonne der Liebe schien, aufsuchten! Auch von der Zeit, in der sie selbst in der Partei tätig war, erzählt Frau Conzett gern. Sie hat

eifrig mitgewirkt bei dem Schutzgesetz für Arbeiterinnen. Bei dem Internationalen Arbeiterschuttkongress 1897 in Zürich traf sie Otto Braun und Clara Zetkin, die ihr selbe tiefen Eindruck gemacht haben.

Am seinem 14. Hochzeitstage sagte Conzett zu seinem Breneli, er hätte nie geglaubt, daß man so glücklich sein könnte. Als Berena bald darauf der schwere Schlag traf, daß Conzett in einem Anfall von Schwermut aus dem Leben schied (er hatte viele Enttäuschungen und Unabbarkeit erfahren müssen), da waren seiner Witwe diese Worte ein großer Trost, und sie sind es auch heute noch. Tapfer nahm sie dann den Kampf mit dem Leben auf. Die mit Schulden belastete Druckerei hat sich unter ihrer Leitung zu einem blühenden Unternehmen entwickelt. Die kleine Fabrikarbeiterin von einst beschäftigt heute über 300 Arbeiter und Angestellte. Ihre beiden Buben, die sich prächtig entwickelten, konnten ihr bald bei dem Ausbau und Aufbau der Druckerei und des Verlages helfen. Ihr besonderer Stolz ist es, daß sie seit der Gründung des Schweizer Arbeiterinnenvereins tätiges Mitglied war, daß sie dem Bundesvorstand des Schweizer Arbeiterbundes lange Jahre angehörte und für den Schutz der Wöchnerinnen und Kinder durch die Krankenkassen eintreten konnte. Sie gründete die Zeitschrift „In freien Stunden“, die heute in unzähligen Auflagen hinausgeht. Ein besonders festes Band zwischen Verlag und Lesern hat sich dadurch gebildet, daß Frau Conzett eine Fürsorge ganz großen Stils, die „Gegenseitige Hilfe“, eingerichtet hat.

Der schwerste Schlag für Frau Conzett war es wohl, als ihre beiden blühenden Söhne als Opfer der Kriegsgrippe im Jahre 1918 starben. Tapfer hat sie an den beiden Sterbebetten gestanden. Tapfer hat sie auch nachher wieder ihre Arbeit aufgenommen. Heute gilt ihr Wirken den drei Buben des ältesten Sohnes und der Tochter des jüngsten, auch einem Breneli. Die erfüllt nun das Haus der Großmutter mit Kinderlachen. Als die Mutter sich wieder verheiratete, hat sie das junge Breneli dem alten gelassen. So scheint doch noch die Sonne in den Lebensabend dieser guten und tapferen Frau, die mit Ausdauer und Beharrlichkeit alle Schicksalsschläge überwunden hat.

Welch edles, großes Vorbild ist doch diese Frau für alle ihre Geschlechtsgenossinnen! Besonders aber darf es uns Sozialistinnen mit Stolz erfüllen, daß wir sagen können: „Denn sie ist unser!“
Anna Bloz.

Kindergeist.

Der Hund mit der Farbe.

Mutti geht mit Klein-Manfred spazieren. Sie treffen einen weißen Terrier mit einem schwarzen Fleck. Darauf Manfred: „Sieh mal, der hübsche weiße Hund! Bloß an einer Ecke ist schon ein bißchen Farbe abgegangen.“

Der tönende „Vorwärts“.

Unsere Fünfjährige, angeregt durch Besuch, „liest“ uns aus dem „Vorwärts“ vor. Dabei gerät sie so in Feuer, daß die Mutter wehren muß: „Mädel, schrei doch nicht so laut.“ Energisch packt die Kleine auf den Tisch und erwidert: „Das steht so laut hier drin.“